

*Benjamin Disraeli*

# Tancred



**Benjamin Disraeli**

# **Tancred**

**Oder der neue Kreuzzug**

*Übersetzer: Oscar Levy*

e-artnow, 2022

Kontakt: [info@e-artnow.org](mailto:info@e-artnow.org)

EAN: 4066338126153

# Inhaltsverzeichnis

[Erster Band](#)

[Zweiter Band](#)

# Erster Band

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Übersetzers

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebentes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel

## Vierzehntes Kapitel

### Drittes Buch

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebentes Kapitel

# Vorwort des Übersetzers

## [Inhaltsverzeichnis](#)

Disraelis Roman »Tancred« erschien zum ersten Male im Jahre 1847, fast unmittelbar nach den Schwesterromanen »Coningsby« (1844) und »Sybil« (1845), mit denen er zusammen eine Trilogie bildet. Die hier vorliegende Übertragung aus dem Englischen ins Deutsche ist die erste. Sie enthält einige nicht unbedeutende Kürzungen, die mit Rücksicht auf die Länge des Romans geboten erschienen, die aber - so hofft der Übersetzer - der harmonischen Wirkung des Ganzen keinen Abbruch tun werden.

O. L.

# Erstes Buch

[Inhaltsverzeichnis](#)

# Erstes Kapitel

## Inhaltsverzeichnis

In dem bekannten Londoner Stadtviertel St. George, das zwischen Piccadilly und Curzon Street liegt, befindet sich ein eigentümlicher kleiner Bezirk, der aus einem Gewirr kleiner Straßen und aus einem sich vielfach verzweigenden Komplex von Stallungen besteht. Wer in dieser Gegend eine Besorgung zu machen hat, dem kann es leicht passieren, daß er in eine Sackgasse gerät, und mitunter mag ihn der Weg sogar auf einen kleinen offenen Platz führen. Wenn irgend jemand aber bei diesen versteckten Wohnsitzen der niederen Klassen an Elend und Verbrechen denken sollte, so würde er sich sehr irren, denn nie wird ein Mensch in diesem Distrikte sein Mitleid in Anspruch nehmen oder auch nur seinen gut bürgerlichen Geschmack stören. Alles ist überaus anständig in diesen Straßen und es herrscht hier beinahe dieselbe Ruhe wie in den goldstrotzenden Salons der benachbarten Paläste. Auf jeden Fall passieren hier nur wenig Verbrechen, wenn auch vielleicht die Korruption, die hier herrscht, der in den großen Palästen ebenbürtig sein dürfte.

Aber wie gesagt: Kein unangenehmer Anblick oder Ton wird hier Auge und Ohr des zartbesaitetsten und empfindlichsten Besuchers verletzen. Selbst wenn zufällig ein Fluch vom Stalle herauf in die Wohnung des französischen Koches erschallen sollte, so ist es immer einer nach der letzten Mode, und seine Antwort wird, wenn vielleicht nicht ebenso gewählt, doch in der Sprache der gebildetsten Nation wieder herunterfliegen. Beim Derby werden hier einige Wetten abgeschlossen, man interessiert



sich auch ein wenig für das Rennen von Goodwood, zu dem von hier regelmäßig einige Liebhaber pilgern, man spielt auch ein bißchen, lebt sehr gut und hat einige noble und ausgesuchte Passionen – das ist aber auch alles.

Ein Polizist würde es sich ebensowenig einfallen lassen, in diesen ruhigen Straßen auf Missetäter zu fahnden, als es ihm in den Sinn kommen würde, ein Haus in Park Lane oder Berkeley Square zu betreten. Denn hier wohnen die Frauen von Hausverwaltern und Kellermeistern in Wohnungen, die von den ehrlichen Ersparnissen ihrer Ehemänner möbliert und teilweise zur Erhöhung des Einkommens an andere weitervermietet sind; hier wohnen pensionierte Diener, die etwas zurückgelegt haben und die jetzt nur noch hier und da bei größeren Dinern zur Aushilfe ihre Geschicklichkeit wieder glänzen lassen, was in ihnen stets eine angenehme Erinnerung an die große Welt von ehemals wachzurufen pflegt. Hier wohnen der Kutscher des Herzogs und der Groom des Lords, der gleichzeitig Buchmacher ist und von Zeit zu Zeit waghalsige oder unerfahrene Bediente prellt, die auf seines Herrn Pferde gesetzt haben. Aber vor allem haben die Küchenchefs in diesem Distrikt ihren eleganten Wohnsitz aufgeschlagen, über dem ganzen Viertel liegt etwas wie Ruhe und Heiterkeit, etwas wie unterdrückte Gefühle und erschöpfte Leidenschaft, was man aber ja nicht mit Langeweile oder Verdrossenheit verwechseln darf.

Wenn man vom Buckingham Palast, vom lebenssprudelnden Piccadilly, vom lebhaften Green-Park mit seinen terrassengeschmückten Häusern, seinen glänzenden Karossen, berittenen Kavalieren und seinen Haufen von Spaziergängern in dieses soeben erwähnte Viertel einbiegt, so ist der Eindruck zunächst ein fast magischer. Kein Wagen, kein Reiter, kaum eine lebende Seele: es kommt einem wie ein plötzlicher Zusammenbruch all des weltstädtischen

Getriebes vor, es kommt einem vor, als ob plötzlich alles, wie durch eine Pest erschreckt, sich verkrochen hätte oder als ob man hier befürchtete, ein rachsüchtiger Feind würde in eine besiegte Hauptstadt einmarschieren. Wenn man vom Hyde Park und durch Curzon Street herkommt, so ist die Wirkung eine ganz andere denn über dem großen öffentlichen Garten liegt noch etwas wie eine arkadische Stille. Hier sind Wälder und Wässer, und man hat dort mitunter noch die Illusion einer unbegrenzten Ausdehnung von Feld und Bäumen. Unser Geist ergeht sich in zarten Erinnerungen, wenn wir seine wiesenartigen Gründe durchschreiten und dann, ihn verlassend, in die Stanhope Street einbiegen und jenes Hauses ansichtig werden, das, wie der große Lord Chesterfield uns in einem seiner Briefe erzählte, er damals »mitten auf dem Felde« errichtet hat. Die Raben krächzen in seinen Gärten übrigens noch heute und Curzon Street selber, die nach einem langweilig gewundenen Laufe in den Garten eines anderen Palastes mündet, stört die ländliche Wirkung des Bildes durchaus nicht.

In der Nacht aber lebt jenes Quartier, von dem wir sprechen, plötzlich auf. Die Lebensweise seiner Bewohner nämlich wird durch die ihrer Herrschaften bestimmt. Man bleibt lange auf. Gesellschaften und Bälle führen sie in jenen Morgenstunden zu ihren Häusern zurück, in denen gewöhnliche Handelsleute vom Schlummer sich zu erheben anschicken und schon wieder die Jalousien ihrer Fenster hochzuziehen pflegen. Nächtlicherweile saust an den vielen Ecken dieses Straßengewirrs die Equipage vorbei und die Tore der Stallungen speien um diese Zeit ganze Legionen von Broughams aus. Um diese Zeit macht sich vielleicht auch irgend ein Bedienter die Abwesenheit seiner Herrschaft in Holderness oder im Lansdowne-Hause zunutze, rechnet

darauf, daß der Fackelträger ihn nötigenfalls vertreten wird, und schleicht in seinen Klub, fliegt ein paar Zeitungen durch, versucht sein Glück im Würfelspiel oder klatscht über seine Herrschaften. Die Läden in diesem Distrikt, die natürlich ihre Kunden nur unter dessen Bewohnern haben und deren Besitzer oft ihre Verwandten sind, passen sich selbstverständlich den Gewohnheiten ihrer Umgebung an und sind gewöhnlich am besuchtesten, wenn die Läden anderer Stadtviertel schon längst geschlossen sind.

An einem sonnigen Nachmittage des Monats März ging ein junger, hagerer, übermittelgroßer Mann, mit langem, braunem Haare, nachdenklichem, doch nicht unvornehmem Gesichte, das ein Schnurr- und Kinnbart zierte, durch dieses Stadtviertel von Mayfair. Vor einem Hause der Carrington Street hielt er an und klopfte. Sein Äußeres und sein Kostüm verrieten den Künstler, denn er trug ein Paar grüne Hosen, die an den Seiten einen schwarzen Streifen Besatz hatten, sie waren oben ziemlich weit, unten wurden sie enger und fielen mit großer Eleganz über einen gut geformten, in französischen Lackschuhen steckenden Fuß. Seine Weste war aus kastanienfarbenem Samt, auf ihr spielte eine stählerne Uhrkette bester Arbeit, dazu trug er eine schwarze Satinkrawatte mit einer Korallennadel darin. Sein hellblauer Überrock war mit demselben Besatz wie die Hosen versehen. Als der Türklopfer aus seiner gelbbehandschuhten Rechten fiel, nahm er seinen Hut ab, fuhr mit seinen Fingern schnell durch sein lockiges Haupthaar, dann bedeckte er sich wieder, wobei der Hut etwas auf die eine Seite geriet.

»Oh, Mr. Leander, Sie sind's«, sagte ein hübsches Mädchen, das die Tür öffnete und errötete.

»Und wie geht es dem guten Papa, Eugenie? Ist er zu Hause? Ich möchte ihn gerne sprechen.«

»Kommen Sie sofort mit mir herauf, Mr. Leander, er wird sich sehr freuen, Sie begrüßen zu können. Wir haben schon lange auf ein Lebenszeichen von Ihnen gewartet,« fügte sie hinzu, während sie ihren Gast die enge Treppe hinaufführte. »Der gute Papa hat etwas Schnupfen – hoffentlich hat es nichts zu bedeuten; er hat ihn sich bei Sir Wallingers großem Diner geholt; man wollte durchaus die Küchenfenster offen haben, und das hat alle Entrees verdorben und Papa kriegte den Schnupfen obendrein; aber das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen – aus dem Schnupfen macht er sich nichts –, aber, Sie wissen, wenn etwas mit den Entrees schief geht –«

»Er hat eben die Empfindlichkeit, die große Künstler haben müssen,« sagte Leander, ihr ins Wort fallend. »Es ist mir aber fast angenehm, daß er augenblicklich an sein Zimmer gefesselt ist, denn ich muß ihn dringend sprechen. Erst heute morgen bin ich von Mr. Coningsby auf Hellingsley zurückgekommen: das Haus ist voll, vierzig Gedecke jeden Tag, und einige Leute dabei, die etwas vom Essen verstehen. Man arbeitet ja gerne, wenn man dafür seine Anerkennung findet,« sagte Leander, »aber ich habe doch etwas ausgestanden. Einer meiner Küchenjungen hat mich schwer enttäuscht; ich dachte, der Bengel wäre ein Genie, aber am dritten Tage verlor er seinen Kopf und war es nicht – – Ah, Papa!« rief er aus, als die Tür sich öffnete und er eines behäbigen, in einem Lehnstuhl sitzenden Mannes ansichtig wurde, der neben sich ein Glas Zuckerwasser stehen hatte und im Schlafrock und weißleinerer Nachtkappe eine französische Zeitung las.

»Ah, du bist es, liebes Kind,« sagte Papa Prevost. »Du siehst, ich bin Patient; Eugenie hat es dir wohl gesagt; hatte ein Diner bei einem Bankier – es zog schrecklich – alles

verdorben – ich auch –«, hier seufzte Papa Prevost auf und nippte von seiner eau sucrée.

»Wir haben alle unsere kleinen Unannehmlichkeiten,« sagte Leander tröstend, »aber wir wollen jetzt nicht davon sprechen. Ich bin soeben vom Lande gekommen; Daubuz hat mir zweimal geschrieben; gestern abend war er sogar bei mir und heute morgen stand er wieder vor meiner Tür. Es schwebt etwas in der Luft. Der Sohn des Herzogs von Bellamont wird Ostern majoren – es wird eine Affäre, so großartig wie ›Tausend und eine Nacht‹ werden; die ganze Grafschaft soll dazu eingeladen werden. Camacho mit seinem gewöhnlichen Hochzeitsapparat ist gut genug für die Bauern: geröstete Ochsen und ein Kapaun auf jedem Teller – dazu einige Fontänen mit Ale und gutem Porter. Unsere Küchenjungen können weiterhin mit Leichtigkeit die Provinzedelleute zufriedenstellen, aber ins Schloß selbst ist eine hochfeine Gesellschaft eingeladen, echte Prinzen, hohe Verwandte und Granden vom Goldenen Vlies und was sonst noch. Der herzogliche Koch kann da mit seiner Kunst unmöglich genügen: er ist ein Chef, der zu sehr an der Tradition klebt und der heute noch Dinners gibt, wie man sie zur Zeit der Kontinental Sperre kochte. Die Herrschaft hat darum an Daubuz geschrieben, er sollte ihnen den ersten Künstler unseres Zeitalters engagieren,« sagte Leander, »und«, fügte er unter einigem Zögern hinzu, »Daubuz hat an mich geschrieben.«

»Und er hat recht getan, mein Junge,« sagte Prevost, »denn in ganz Europa kommt dir keiner gleich. Was sagen die Leute? Abreu's Saucen hätten ebensoviel Charakter wie die deinen, und Gaillard's neue Erfindungen stünden den deinigen ebenfalls nicht nach. Aber wer vereinigt charaktervolle und phantasiereiche Küche in einer Person? Nur du, Leander, darüber kann gar kein Zweifel sein: nur du,

der du erst fünfundzwanzig Jahre alt und doch schon der erste Chef unseres Zeitalters bist.«

»Sie sind immer sehr gut gegen mich gewesen«, sagte Leander und verbeugte sich mit großer Achtung, »und ich bin dem Gesckicke dankbar, denn ich weiß wohl, daß zugleich jung und berühmt zu sein, eigentlich nur den Göttern gegeben ist. Aber ich darf niemals außer acht lassen, daß ich einen Vorteil vor Abreu und Gaillard hatte, nämlich den, Ihr Schüler gewesen zu sein.«

»Ich hoffe, es hat dir nichts geschadet«, sagte Papa Prevost und sein Gesicht strahlte vor Selbstzufriedenheit. »Was du von mir gelernt hast, kam wenigstens aus einer guten Schule. Es will etwas sagen, unter Napoleon gedient zu haben,« fügte Prevost mit der großen Gebärde eines ehemaligen kaiserlichen Küchenchefs hinzu. »Wäre Waterloo nicht gekommen, ich würde mit dem Kreuze dekoriert worden sein. Aber die Bourbonen und die Köche des Kaiserreichs haben miteinander nie auskommen können. Sie brachten einen Emigrantenchef mit sich zurück, der den Zeitgeist gar nicht mehr verstand. Er wollte alles wieder auf die Zeit des œil de bœuf zurückschrauben. Als der zurückgekehrte König meine Suppe à la Austerlitz unberührt vorübergehen ließ, da wußte ich, daß diese alte Familie sich nicht lange halten könnte. Aber wir verschwätzen die Zeit. Du wolltest mich um einen Rat fragen.«

»Ich will nicht allein Ihren Rat, sondern auch Ihre Hilfe. Diese Sache mit dem Herzog von Bellamont wird unsere ganze Energie in Anspruch nehmen. Ich hoffe dringend, daß Sie mich begleiten können: wir müssen wirklich alle Mann auf Deck bringen. Leider fehlt es in unserer Kunst nicht nur an Genies, sondern selbst an guten Mittelmäßigkeiten. Es geht mit uns Köchen wie mit den Ingenieuren: seitdem die

Mittelklasse auch Diners gibt, ist die Nachfrage stärker als das Angebot.«

»Und Andrien?« fragte Papa Prevost, »auf den könntest du doch rechnen.«

»Er ist zu jung; ich nahm ihn mit nach Hellingsley, aber er verlor am dritten Tage seinen Kopf. Ich ließ ihn die soufflés machen, aber mußte schließlich persönlich eingreifen; denn ohne meine Hilfe wäre alles verloren gewesen. Es war eine Affäre wie die an der Brücke von Arcole.«

»Ah! mon Dieu! das sind Augenblicke!« rief Prevost. »Gaillard und Abreu sind wohl zu stolz, eine Stelle unter deinem Oberbefehl anzunehmen, wie? Und wenn sie es täten, so könnte man ihnen doch nicht trauen. Sie würden dich in letzter Stunde im Stiche lassen.«

»Ich brauche Divisionskommandeure und keine kommandierenden Generäle. Abreu ist ein bon garçon, aber er hat eine Stelle bei Herrn von Sidonia angenommen und darf sich nicht anderswohin engagieren lassen.«

»Bei Herrn von Sidonia! Daran hast du selbst schon gedacht, Leander. Und wieviel bekommt er?«

»Nicht zu viel; vierhundert Pfund und ein paar Nebeneinkünfte. So etwas würde mir nicht passen, ganz abgesehen davon, daß ich keine Stelle, außer bei einem gekrönten Haupte, annehme. Aber Abreu reist gern und man hat ihm einen eigenen Wagen zur Verfügung gestellt, worauf er sehr stolz ist.«

»Und Philippon und Dumoreau,« sagte Prevost, »das sind doch sichere Leute.«

»Ich habe schon an sie gedacht,« sagte Leander, »sie sind sicher, aber nur unter Ihrer Führung. Und dann wäre auch noch der Engländer da, Smith, er ist Chef bei Sir

Stanley, aber sein Herr ist augenblicklich weg. Er hat Talent.«

»Du und vier Chefs mit euren Küchenjungen – das würde doch genügen.«

»Für die Küche, ja,« sagte Leander, »aber wer soll die Tafel herrichten?«

»A-h!« rief Papa Prevost und schüttelte seinen Kopf.

»Daubuz' rechte Hand, Trenton, ist der einzige Mann, zu dem ich Vertrauen haben würde, aber es fehlt ihm an Phantasie, obgleich er einen schwungvollen und kühnen Stil besitzt. Neulich, in Hellingsley, hat er eine Pyramide aus Ananas und Trauben gemacht – großartig und mit sorgfältigster Beobachtung der architektonischen Linien. Aber Trenton hat ein Eisenbahnunglück gehabt und ist nicht unbedeutend verletzt worden. Selbst wenn er wieder besser werden sollte, so könnte doch seine Hand noch zittern, so daß ich mich auf ihn nicht absolut verlassen könnte.«

»Vielleicht findest du irgend jemand Passenden beim Herzog selber?«

»Unmöglich!« sagte Leander. »Ich habe es mir zum Prinzip gemacht, daß der Leiter jeder Abteilung von mir selber engagiert sein muß. Für die Konditorei nehme ich Pellerini mit. Wie oft habe ich es nicht schon erlebt, daß der Effekt eines erstklassigen Dinners durch ein vulgäres Dessert vollkommen verdorben ward! Eins z. B., das schlecht auf den Tisch placiert oder in Atrappen serviert war, die man in Geschäften gekauft hatte. Oder chinesische Pagoden oder römische Triumphbogen und weiß Gott, was sonst noch! Ja, ich habe einsame Ananasfrüchte mit Birnen herumgarniert auf flachen Tellern herumstehen gesehen, als ob man vor dem Schaufenster eines Covent Garden-Fruchthändlers stände! Pfui! Pfui!«



»Ah, es ist entsetzlich, was halbgebildete Leute sich heute erdreisten,« sagte Prevost. »Die Herrichtung der Tafel lag einem besonderen Departement in der kaiserlichen Küche ob.«

»Dazu ist ein erstklassiger Künstler erforderlich,« sagte Leander. »Ich kenne nur einen Mann, der das leisten könnte, was ich verlangte, und der ist in St. Petersburg. Sie kennen Anastase nicht? Das ist ein Kerl! Aber der Zar hält ihn fest. Auch kann er sich nicht beklagen, da er dekoriert ist und den Rang eines richtigen Obersten hat.«

»Ah!« sagte Prevost mit trauriger Stimme, »so ehrt man leider den Genius in diesem Lande nicht. Was hältst du von Vanesse, mein Junge? Er hat eine gründliche Ausbildung genossen.«

»In einer schlechten Schule; aber als ein › pis aller‹ könnte man ihn sich vielleicht gefallen lassen. Aber seine ewigen Bonbonreihen! Das steht regungslos da wie ein Regiment Soldaten in Parade! Als ob es sich um ein Karnevalsouper handelte und meine Gäste sich nachher damit gegenseitig anknallen wollten! Nein, ich kann Vanesse nicht ausstehen, Papa.«

»Das Herrichten der Tafel – ja, das ist ein seltenes Talent,« sagte Prevost mit ernster Stimme, »das war schon immer ein kitzlicher Punkt. In der kaiserlichen Küche –«

»Papa,« sagte Eugenie, indem sie den Kopf zur Tür hineinsteckte, »Monsieur Vanillette ist da – er kommt soeben aus Brüssel. Er hat dir einen Korb mit Trüffeln aus den Ardennen mitgebracht. Ich sagte ihm, du wärest beschäftigt und er sollte abends wiederkommen.«

»Vanillette,« rief Prevost und erhob sich von seinem Lehnstuhl, »unser kleiner Vanillette! Das ist der Mann für dich, Leander. Er war mein erster Schüler und du, mein Junge, mein letzter. Laß den kleinen Vanillette sofort

heraufkommen, Eugenie. Er steht im Dienste des Königs Leopold, und sein forte ist gerade das Anrichten der Tafel!«

# Zweites Kapitel

## Inhaltsverzeichnis

Der Herzog von Bellamont war eine Persönlichkeit, die an Rang, Blut und Reichtum in der englischen Aristokratie nicht ihresgleichen hatte. Zwar war er nur der Enkel eines einfachen Landadligen, aber dieser sein Vorfahre hatte am Ende des letzten Jahrhunderts die Erbin der Montacutes, der Herzöge von Bellamont, eines schon zu Zeiten der Plantagenets berühmten Adelsgeschlechts, heimgeführt. Der Bräutigam hatte bei seiner Hochzeit den berühmten Namen seiner jungen, schönen Braut angenommen. Mr. Montacute war ein Mann von energischem, unternehmungslustigem Charakter, dessen angeborene Gaben durch seinen großen und frühen Erfolg um so schneller sich entwickelt hatten. Er beschloß, mit den Schlössern und Domänen der Bellamonts sich auch ihre modernen Adelswappen und alten Baronetswürden wiederzuerwerben. Die Zeit war der Ausführung seiner Ideen günstig, doch sollte diese ein Menschenalter in Anspruch nehmen. Er hatte während des Amerikanischen Krieges, also in einer Zeit ziemlichen Aufruhrs, geheiratet. Der König und sein Premierminister schlugen die unabhängige Unterstützung Mr. Montacutes hoch an, denn außer daß er selber für seine Grafschaft im Parlament saß, hatte er noch fünf andere Stimmen zur Verfügung. Er war eine der Hauptstützen der Partei, aber er war nicht allein unabhängig, er war auch sehr gewissenhaft. Saratoga<sup>1</sup> machte ihn stutzig. Der Abfall der Montacute-Stimmen würde in diesem Augenblicke sofort den Kampf zwischen England und seinen Kolonien beendet haben. Welch ein

neuer Beweis für die Vortrefflichkeit parlamentarischer Einrichtungen! Der unabhängige Mr. Montacute stand hingegen fest zu seinem König; seine fünf Stimmen wurden andauernd zugunsten des Premiers abgegeben, und ihr Inhaber war bald imstande, seinen Sitz als Earl von Bellamont und Viscount Montacute im Oberhaus zu nehmen.

Das hätte für eine Generation vollkommen genügt, aber der silberne Löffel, den eine gütige Fee diesem Earl von Bellamont in die Wiege gelegt hatte, war von kolossaler Größe. Die Französische Revolution folgte dem Amerikanischen Krieg, ja, ward durch ihn verursacht. Es war nur zu berechtigt, daß auch sie zum Vorteil eines Mannes beitragen würde, den eine koloniale Revolte zum Earl gemacht hatte. Zur Zeit der jakobinischen Panik, der Volksreden der Demagogen, zu jener Zeit, da der König auf Hannover nicht mehr als Zufluchtsort rechnen konnte und der Premierminister als Zeuge für dieselben Leute auftrat, die er wegen Hochverrats hatte anklagen lassen – stattete der Earl von Bellamont einst Downing Street einen Privatbesuch ab und bat, die alten Titel und Würden der Earls und Herzöge von Bellamont wieder auf ihn übertragen zu wollen. Mr. Pitt, der für den exklusiven Charakter der englischen Aristokratie im vorigen Jahrhundert wenig übrig hatte, war nicht übel geneigt, dem Wunsche seines mächtigen Vasallen zu willfahren – aber der König zeigte sich keineswegs so bereitwillig. Seine Majestät war im Prinzip nicht so sehr dagegen, die Titel an Familien zu verleihen, die den Besitz der alten Aristokratie ohne deren Rechte erworben hatten, und erkannte recht wohl die Ansprüche der jetzigen Earls von Bellamont auf das Erdbeerblatt an, das einst der Vater der jetzigen Gräfin im Wappen geführt hatte. Aber der König war der Meinung, daß diese Auszeichnung nur dem alten Geschlechte selber zuteil

werden und daß deswegen erst die nächste Generation der Bellamonts in das Goldene Buch der englischen Aristokratie eingetragen werden dürfe.

Aber Georg der Dritte erfuhr, trotz seines festen Auftretens, mancherlei Enttäuschungen, denn er hatte es mitunter mit Individuen zu tun, die so unbeugsam wie er selbst waren. Benjamin Franklin selber war nicht so halsstarrig als jener Gentleman, den sein Verrat zum englischen Peer gemacht hatte. In dieser Zeit der Panik und Gewaltsamkeiten mußte ein klarer, ausdauernder Kopf, der über Macht verfügte, an sein Ziel kommen, und so wurde trotz des königlichen Willens, am Anfang dieses Jahrhunderts der gewöhnliche Landadlige zum Herzog von Bellamont, Marquis von Montacute, Earl von Bellamont, Dacre und Villeroy ernannt und erhielt noch obendrein alle die Baronien der Plantagenets mit in den Kauf. Die einzige Rache des Königs war die, daß er dem Herzog von Bellamont konsequent den Hosenbandorden vorenthielt, aber das war vielleicht gut, damit sein Sohn auch noch einen Wunsch haben konnte.

Der Herzog und die Herzogin von Bellamont waren das schönste Paar in England, lebten in glücklichster Ehe, aber sie hatten nur ein Kind. Glücklicherweise war dieses Kind ein Sohn. Kostbares Leben! Der Marquis von Montacute wurde verheiratet, bevor er noch majorenn war. Kein Moment durfte verloren gehen, um diesem großen Namen und diesen ausgedehnten Besitztümern einen Erben zu sichern. Vielleicht wäre dieser Zweck besser erreicht worden, wenn die Eltern die Heirat nicht so übermäßig beschleunigt hätten; denn die Ehe war keine glückliche. Immerhin hatte der erste Herzog die Genugtuung, als Großvater zu sterben. Sein Nachfolger hatte keine Ähnlichkeit mit ihm, außer daß er seine männliche Schönheit geerbt hatte, die zum

Charakteristikum der ganzen Rasse wurde. Er war mehr ein Genußmensch, als irgendwie geistig veranlagt. Vergnügungssüchtig und Busenfreund des Prinzregenten in seiner übelsten Zeit, starb er schon frühzeitig, aber nicht, ohne zuvor das Herz seines Weibes und das Selbstvertrauen seines Sohnes gebrochen zu haben, der, wie er selbst, ein einziges Kind war.

Der jetzige Herzog von Bellamont hatte etwas von dem klaren Kopfe des Großvaters zusammen mit der sanften Art seiner Mutter geerbt, und seine Fähigkeiten, wie sein freundliches Wesen waren durch seine Erziehung keineswegs unterdrückt worden. Seine Mutter hatte dem Kinde, das die einzige Freude, ja der einzige Trost ihres Lebens war, mit aller Sorgfalt und Fürsorge zur Seite gestanden. Und dennoch ist für die Ausbildung eines jeden Charakters zu einer gewissen Zeit ein rein männlicher Einfluß notwendig und dieser Einfluß fehlte dem jungen Herzog vollständig. Sein Vater selber liebte den Sohn nicht, ja, war zu Zeiten sogar eifersüchtig auf ihn. Der Grund davon war der, daß er zu früh in seinem Leben Vater geworden war: er war selbst noch in der frischesten Jugendblüte und erschrak beinahe über seinen prächtigen Sohn, der ihm seine besten früheren Stunden ins Gedächtnis zurückrief und der, obwohl sein Sohn, eines Tages und zwar bald sein Rival werden konnte. Der Sohn selbst war eine liebenswürdige, freundliche Natur, die die üble Behandlung von seiten des Vaters schwer genug empfand. Aber es fehlte ihm die leidenschaftliche Seite, mit der er an die vielleicht nur oberflächlich versteckten Sympathien seines Vaters hätte appellieren und auf ihn hätte Eindruck machen können. Der junge Montacute war von Natur außerordentlich schüchtern, und die Ereignisse in seinem Leben hatten nichts dazu beigetragen, diesen

schmerzlichen Mangel an Selbstvertrauen zu beseitigen. Wohl besaß er physischen Mut, aber seine moralische Beherztheit ließ alles zu wünschen übrig. Bei seinen seltenen Unterredungen mit seinem Vater errötete und erblaßte er abwechselnd, erduldet schweigend alle unverdienten Sarkasmen und ließ oft die ungerechteste Anklage über sich ergehen, ohne auch nur einen Versuch der Verteidigung zu machen. Dann zog er sich mit seinen Tränen und seinem Kummer in die Einsamkeit zurück und verfluchte innerlich seine Energielosigkeit, die wieder eine Gelegenheit zur Besserung seiner häuslichen Verhältnisse hatte vorübergehen lassen. Die meisten Menschen würden unter diesen Umständen verbittert worden sein, aber Montacute war eine zu zarte Natur dafür und wurde darum nur melancholisch.

Beim Eintritt in sein Mannesalter verlor Montacute seine Mutter, und dies Ereignis schien die Katastrophe seines unglücklichen Lebens werden zu wollen. Sein Vater teilte seinen Kummer nicht und kein Trost kam dem unglücklichen Sohne aus seinem Munde – im Gegenteil, er suchte den Schmerz seines Sohnes durch sein Benehmen noch zu verdoppeln. Sein Hauptzweck dabei war, zu verhindern, daß Lord Montacute in die Gesellschaft eingeführt wurde, und da der Vater das nervöse Temperament seines Sohnes sehr stark beherrschte, so schienen seine freundlichen Absichten große Aussicht auf Erfolg zu haben. Als die Erziehung seines Sohnes vollendet war, wollte der Herzog ihm weder die Mittel zukommen lassen, ohne die er sich nicht in Gesellschaft bewegen konnte, noch wollte er ihm irgend welche Reisen zu seiner Ausbildung gestatten. Er war vielmehr einzig und allein darauf bedacht, den Charakter seines Sohnes sich gefügig zu machen, und dies dadurch, daß er ihn andauernd auf

dem Lande behielt. Andere reiche Erbsöhne würden dieser Schwierigkeit bald Herr geworden sein. Sie hätten sich Geld zu irgend welchen Wucherzinsen geborgt und würden ihres Vaters Pferde in Newmarket geschlagen, mit ihren Mätressen sie übertrumpft oder im Parlament die Stimmen ihrer Wahlkreise gegen die Partei abgegeben haben. Aber Montacute war nicht einer jener jungen Helden, die den Anfang dieses Jahrhunderts mit ihren Taten und Nachruhm erfüllten. Er war in seinem Leben so viel mit Frauen und Geistlichen zusammen gewesen, daß er sich von jenem Gesetze, das die Eltern zu ehren gebietet, niemals lossagen konnte. Außerdem war er bei all seiner Furchtsamkeit und Menschenscheu innerlich außerordentlich stolz. Niemals konnte er vergessen, daß er ein Montacute war, obwohl er, wie die Welt um ihn herum, vergessen hatte, daß sein Großvater einst einen anderen und weit bescheideneren Namen getragen hatte. Alle kamen darin überein, daß er der lebende Sproß jener Montacutes von Bellamont sei, deren große politische Erfolge, deren erstaunliche Taten, deren großartiges und würdevolles Leben durch siebenhundert Jahre hindurch einen hervorragenden Teil der Geschichte Englands ausgemacht hatten. Der Tod war seiner Meinung nach besser, als solch einen Namen in Jockeykneipen, Wuchererkontoren und Kurtisanenhöhlen zu beflecken. Wie schmerzlich der junge Herzog oftmals das Betragen seines Vaters gegen ihn selbst oder gegen seine Mutter empfand, so stieg ihm doch die Schamröte ins Gesicht, wenn der Name Bellamont in Verbindung mit einem Turfmanöver oder einer unsinnigen Orgie an sein Ohr klang.

Montacute, der sich so ohne einen Freund, selbst ohne einen Bekannten sah, suchte seine Zuflucht in der Liebe. Die Frau, die auf seinen dunklen Lebenspfad die Lichtstrahlen weiblicher Sympathie fallen lassen sollte, war seine Cousine,



die Tochter von seiner Mutter Bruder, der ein englischer Peer war und im Norden Irlands auf seinen ausgedehnten Besitzungen lebte. Sie stammte aus einer Familie, die im übrigen wenig geeignet erschien, die Wolken von der Stirne eines melancholischen und an sich selbst irren jungen Mannes zu verscheuchen; sie war ernst, puritanisch, formell, und selbst die Erholung ihres Kreises bestand in einer Bibelgesellschaft oder wurde bei einem Meeting zur Bekehrung der Juden gefunden. Aber Lady Katherine war sehr schön und sämtliche Familienangehörigen waren freundlich zu ihrem Verwandten, der Freundlichkeit um so höher schätzte, als er sie gar nicht gewohnt war und als er ihrer infolge seines zurückgezogenen Wesens um so mehr bedurfte.

Montacute bat seinen Vater um die Einwilligung zu der Ehe mit seiner Cousine, die ihm sofort verweigert wurde. Der Herzog hatte einen großen Widerwillen gegen die Familie seiner Frau – aber sein Hauptgrund war der, daß er überhaupt nicht wünschte, daß sein Sohn sich je verheiraten sollte. Er hatte die Absicht, selber für die Fortpflanzung seiner Rasse zu sorgen und trug sich gerade jetzt, inmitten seiner Ausschweifungen, mit Gedanken an eine zweite Heirat, die ihn für seine jugendliche Dummheit entschädigen sollte. Diese Zwangslage rief denn schließlich doch Montacutes Opposition wach. Der junge Mann ward dazu durch die mächtigste aller Leidenschaften ermutigt, nebenbei durch einen stärkeren Willen, als seinen eigenen unterstützt – und er dachte schon ernstlich daran, gegen den Willen seines Vaters, auf seine Liebe, siebenhundert Pfund Sterling jährlich und ein kleines Haus an einem irischen See hin zu heiraten, als er die Nachricht erhielt, daß sein Vater, der mit seiner robusten Gesundheit ein Patriarch zu werden drohte, plötzlich gestorben war.

Der neue Herzog von Bellamont hatte keinerlei Welterfahrung; besaß aber, trotzdem er sich lange von seinem Vater hatte beherrschen lassen, einen starken Charakter. Obgleich sein Ideenkreis notwendigerweise ein beschränkter war, so waren doch diese seine Ideen fest und klar. In seiner einsamen Jugend hatte er einige Eindrücke erhalten und war zu gewissen Schlüssen gekommen, die ihm zu festen Lebensgrundsätzen geworden waren und nach denen er stets handelte. Seine Mutter war ihm das Ideal weiblicher Vollkommenheit, und er hatte seine Cousine nur deswegen so gern, weil sie eine große Ähnlichkeit mit ihrer Tante hatte. Er war ferner der Meinung, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn so fest und intim wie nur möglich sein solle, und er gelobte sich, daß, wenn je die Vorsehung ihm einen männlichen Nachkommen bescheren würde, das Kind in ihm einen treuen und liebevollen Vater finden sollte.

Eine Menge Gründe und Umstände hatten ihm die Überzeugung beigebracht, daß die sogenannte fashionable Welt aus nichts anderem wie Betrug, Frivolität, Dummheit und Laster zusammengesetzt sei, und er hatte darum den Entschluß gefaßt, sich niemals in derartige Gesellschaft zu begeben. Zu diesem Entschlusse war er vielleicht unbewußt durch seine reservierte Natur und durch das Gefühl seiner mangelnden Erfahrung gekommen, denn er blickte auf diese von ihm so verachtete Welt nicht nur mit einem Gefühl des Widerwillens, sondern auch des Argwohns. Für Politik, im vulgären Sinne des Wortes, fühlte er eine ähnliche Verachtung. Trotzdem hatte er eine hohe Meinung von seiner Pflicht gegen den König und sein Vaterland und er fühlte in sich eine Energie, der nur die Gelegenheit fehlte, um sich zu betätigen. Aber er erbte seinen Titel zu einer Zeit politischer Stille, da keine wichtigen Lebensfragen zur Debatte standen und keinerlei Gefahr von irgendwo drohte,

und von reinen Parteikämpfen hielt sich der Herzog gänzlich fern, denn er hatte in dieser Beziehung keine Wünsche, nicht einmal den nach dem blauen Bande,<sup>2</sup> das er sehr bald genötigt war anzunehmen. Außer auf seinen häuslichen Herd, waren alle seine Interessen auf die Verbesserung seiner ausgedehnten Güter gerichtet. Über diese Fragen hatte er lange nachgedacht und versuchte nun, seine Ideen in die Praxis zu übersetzen. Diese Tätigkeit war sowohl eine Beschäftigung für ihn, als eine Quelle des Vergnügens, denn er liebte das Land und das Landleben. Seine gewöhnliche Reserve machte sofort einem jovialeren Benehmen Platz, sobald er seinen eigenen Grund und Boden betrat. Höflich war er zwar immer – aber dann wurde er herzlich und liebenswürdig. Mit Vorliebe suchte er die »Grafschaft« um sich zu versammeln, sie gesellschaftlich beieinander zu halten – diese Grafschaft, der Kreis, in dem er Alleinherrscher war, war sein erster Gedanke, und diese Alleinherrschaft ward ihm nicht sowohl durch seinen ausgedehnten Besitz zuteil, als durch den Einfluß seines angenehmen und doch festen Charakters, der ihm die Herzen selbst jener Kreisgenossen gewann, die sonst ganz unabhängig von ihm waren.

So wurde der Herzog von Bellamont, der bisher in beschränkten Verhältnissen gelebt hatte und sich kaum die Erfüllung eines Jugendwunsches hatte gestatten können, plötzlich der Erbe eines Besitztumes, das an Ausdehnung einigen kontinentalen Fürstentümern gleichkam. Er konnte von jetzt an in Palästen und Schlössern wohnen, seinen Worten gehorchte eine zahlreiche Dienerschaft, die jeden seiner Wünsche, ehe er ihn äußerte, ihm schon vom Munde abgelesen hatte. Und doch legte er keinerlei Aufgeblasenheit an den Tag und trat seine Erbschaft mit einer Ruhe und Heiterkeit an, als ob er sich niemals danach

gesehnt hätte. Die Frau, die er in schweren Stunden sich einst als Lebensgefährtin ausgesucht hatte, stimmte mit ihm, sowohl aus Sympathie wie aus gleicher Charakteranlage, in allen Punkten überein.

Katharine, Herzogin von Bellamont, war außerordentlich schön: sie war kleinen, aber zierlichen Wuchses, mit einem blendend schönen Teint und einem Lächeln, das, obwohl selten, doch äußerst gewinnend und freundlich war. Ihr reiches, braunes Haar und ihr tiefes blaues Auge hätte einer mythologischen Frauengestalt zur Ehre gereicht, aber ihre Stirne zeigte einen ungewöhnlichen Verstand an und aus ihrem Munde sprach ein fester Vorsatz. Sie war eine Frau von entschiedenen Meinungen und zähen Vorurteilen. In einem Kreise erzogen, in dem man über alle Dinge sich unwiderrufliche Meinungen gebildet hatte, und wo man die großen Fragen, welches Dogma wahr, welche Moral die richtige und welche Manieren die einzig möglichen waren, längst gelöst hatte, hatte die Gräfin schon in früheren Jahren sich die Fähigkeit selbständiger Entscheidung erworben. Nebenbei war sie innerhalb gewisser Grenzen sehr lernbegierig und hatte z. B. viel Zeit und Energie darauf verwendet, einen jeden Autor zu lesen, der jenen Meinungen Ausdruck gab, die sie von vornherein als die richtigen festgelegt hatte. Die Herzogin war besonders in der Gottesgelahrtheit des siebzehnten Jahrhunderts gut bewandert: in der Geschichte der Streitigkeiten zwischen den beiden Kirchen hätte sie mit ihren Kenntnissen St. Omers oder Maynooth in Verlegenheit bringen können. Selbst Chillingworth konnte man in ihrem Boudoir finden. Die Lektüre der Herzogin beschränkte sich indessen nicht allein auf Theologie: sie war im Gegenteil äußerst ausgedehnt und verschiedenartig. In der Religion war sie zwar Puritanerin, in der Moral ausgesprochene

Rigoristin – aber in beiden Gefühlen war sie aufrichtig. So war sie überhaupt im ganzen: Eine offene und ehrliche Natur, die zwar in manchen Dingen unerbittlich war, aber stets gerecht zu sein versuchte und deren Pflichtbewußtsein, trotz allen ständischen Stolzes, so fein war, daß sie kein Hindernis, ja selbst keine Erniedrigung scheute, wenn es sich darum handelte, diese ihre Pflichten gegen Gott oder ihren Nebenmenschen zu erfüllen.

Der Herzog von Bellamont erfuhr also von seiner Frau, die in anderer Hinsicht ihn stark beeinflusste, durchaus keinen Widerspruch in betreff seiner Absichten und Lebensweise nach ihrer Hochzeit. Die Herzogin wandte sich mit stolzem Abscheu ab von jener fashionablen Welt, die sie mit offenen Armen empfangen haben würde. Die Bellamonts brachten darum den größeren Teil des Jahres in ihrem prächtigen Schlosse auf dem Lande zu und nahmen nur Anteil an den Vergnügungen oder an der Verwaltung der Provinz. Während der Herzog, als hohe Richterperson, sowie in der Verwaltung seiner Güter und in der Ausübung seines Sports volle Beschäftigung fand, beteiligte sich seine Frau an der Wohlfahrtspflege der Grafschaft oder empfing ihre Nachbarn, las ihre Bücher und huldigte ihrer eigenen Hauptpassion, indem sie neue, schöne Gartenanlagen ersann und zur Ausführung brachte.

Wenn nach Ostern die Eröffnung des Parlaments die Anwesenheit des Herzogs in London nötig machte, so öffnete sich das Tor eines der wenigen Londoner Paläste und die Welt erfuhr dann, daß der Herzog und die Herzogin von Bellamont von Montacute Castle ihren Wohnsitz nach Bellamont House verlegt hatten. Während ihrer Anwesenheit in der Stadt,<sup>3</sup> die sie so kurz als möglich gestalteten und die niemals drei Monate überschritt, gaben sie eine Reihe von großen Dinern, die hauptsächlich von ihren hohen

Verwandten und von jenen Familien der Grafschaft besucht wurden, die ebenfalls so glücklich waren, in London ein Haus zu besitzen. Regelmäßig wurde außerdem jedes Jahr einigen Mitgliedern der königlichen Familie ein großes Bankett gegeben, und jedes Jahr hatten der Herzog und die Herzogin ihrerseits die Ehre, in den königlichen Palast zum Diner eingeladen zu werden. Ausgenommen bei einem Balle oder Konzert unter königlichem Dache, sah man den Herzog und die Herzogin niemals irgendwo anders. Zwar ließen ihnen die großen Damen, Lady St. Julians und die Marquise von Deloraine, regelmäßig ihre Einladungen zugehen, aber diese wurden mit derselben Regelmäßigkeit immer wieder abgelehnt. Dennoch unterhielten die Bellamonts eine Art Gewohnheitsverkehr mit einigen großen Häusern, veranlaßt dazu entweder durch verwandtschaftliche Bande, die in der Aristokratie sehr weit verzweigt sind, oder durch den gelegentlichen Empfang reisender Standesgenossen auf ihren gastfreundlichen Schlössern in der Provinz.

Aber der sogenannten Welt, der Welt, die in St. James' Street und Pall Mall wohnt und aus einem Klubfenster die menschliche Gesellschaft, wie Lukretius von seinem philosophischen Turme herab, betrachtet, waren der Herzog und die Herzogin von Bellamont gänzlich unbekannt; der Gesellschaftskreis der Georges und der Jemmys, der Mr. Cassilis und Mr. Mellon, der Milfords und der Fitzherons, der Berners und der Egertons, der Mr. Ormsbys und der Alfred Mountchesneys hatte noch nie etwas von diesen hohen Herrschaften gehört. Alles, was die Welt wußte, war, daß ein großer Peer existierte, der der Herzog von Bellamont genannt wurde; daß er in London ein großes Haus mit einem mächtigen Hofe besaß, das seinen Namen trug, daß er außerdem Besitzer eines Schlosses in der Provinz war, das eine Sehenswürdigkeit Englands war, und daß dieser große